



Korrespondenz für die Kreisbeauftragten für Naturschutz, Zeitungen und Zeitschriften

Landschaft im Ernteglanz

Draußen auf den Feldern reift eine überreiche Ernte. Kaum sind die letzten Mandeln Roggen eingefahren, wird der goldbraune Weizen geschnitten und gedroschen. Die langen dunkelgrünen Blattfahnen der Maispflanzen stehen dazu im Gegensatz saftig prall, wie die Rüben, die an die Ernte noch nicht erinnern. Ihr Wachstum mehrt der feuchte Westwind oder das Rauschen des Regens unter einem hohen Augusthimmel. Wolken eilen mit großen weißen Segeln dahin. Der Himmel blaut wieder so tief wie einst im Mai. Aber sein Atem kann in den Hundstagen heiß werden, damit das Brot vollends reife und das Obst die letzte Süße empfangt.

Die Landschaft im Ernteglanz besitzt Eigenschaften, die nicht nur zweckmäßig, sondern aus ihrem Urgrund zu verstehen sind. Ihr Erntesegen erwächst der Vielfalt aller dort lebenden Glieder. Alles, aber auch wirklich alles lebt in ihr, auch noch während der Reife und behält das Leben, wenn die Frucht als erfüllt dem Menschen dient. Denn das Korn oder die Frucht behalten im Keim das Leben, das bewahrt zur gegebenen Zeit dem Boden zum neuen Keimen, Wachsen und Reifen anvertraut werden kann. Wieviel Urgrund und Ewigkeit liegt darin? Saat und Ernte tragen das große alte und doch immer wieder neue Bild der Landschaft. Jawohl, alles lebt in ihr: Pflanze, Tier, Mensch, der Urgrund selbst, sei es Staub und noch mehr Unsichtbares. Eines wirkt im anderen. Dabei sind die Eigenschaften nicht gleichbedeutend wie gut und böse. „Es gibt in der Natur kein Gutes und kein Schlechtes“, behauptet Spinoza. Das gilt auch von der Ernte. Fällt ihr Ertrag „gut“ aus, so sorgen neben dem Fleiß und der Überlegtheit der Menschen Sonne, Wind, Regen und Feuchte sowie die Kraft des Bodens, auf daß nicht ein „schlechtes“ Erntejahr daherkomme.

Im Tiefgrün der Wiesen und Weiden finden die Pflanzengesellschaften sich in Vielfalt zusammen. Die Güte des Grünfutters, des

Heues und Grummet davon findet erst durch der Pflanzenvielfalt ihren Futterwert. Wie sie leuchten inmitten des Ernteglänzes! „Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben, aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.“

Wer tagelang beim Schneiden des Kornes das brennende, knisternde Gelb der Halme schon jemals spürte, weiß, was der weite samtene Grünteppich der Wiesen für die Augen bedeutet: Ein wenig Erholung und dem Blick Ruhe und dennoch werdende Kraft! Wenn dann der Ruchgrasduft und das Grillenzirpen darüber schweben, wächst die Landschaft aus sich selbst heraus und findet am Waldrand oder davor im rotviolett blühenden Heidekraut das große Ausrufezeichen, das nun einmal ihrem Glanze Begleiter ist.

Als seit einem Jahrzehnt auch die Sonnenblumen einige Flächen der Landschaft erobern, ist das Gold vom Raps des Frühlings noch einmal in dieser Pflanze bis hin zum Ausklingen des Ernteglänzes zurückgekehrt. Ihre Blüte fand Anschluß an das Gelb des Senfes und das dritte oder gar vierte Blüten von Luzerne und Rotklee.

Eine überreiche Ernte verheißt auch der Wald. Bergahorn und Hainbuche scheinen unter der Last ihrer Früchte zu brechen. Erst Septemberwinde werden die braunen Nüsse aus den Haseln schütteln. Hagebutte und Weißdorn, Vogelbeere und Holunder und vielhundert Fruchtträger verheißten bunten Segen. Wenn dann die Eichel diesjährig fehlt, wird dem Baum dieses sicher gegönnt. Um so reicher hängen in den Wipfeln der Nadelbäume die Zapfen. Im Abendlicht glühen die Stämme der Kiefern auf und verkünden diese Immergrünen gerade inmitten der Landschaft, daß „das innere Leben der Pflanzen gleich dem prometheischen Feuer auf unserem Planeten nicht erlischt“.

Auch die Landschaft im Ernteglanz weist auf ihr Eigenbild. Zweckmäßig und urkräftig ist sie sowie schön und will weiter nichts, als geachtet und verstanden werden. (363) BNz.

Tierschutzgebiete für vom Aussterben bedrohte Tiere

Naturschutzgebiete können nach der Ersten Durchführungsbestimmung zum Gesetz zur Erhaltung und Pflege der heimatischen Natur vom 15. Februar 1955 zugleich auch zu Tierschutzgebieten erklärt werden. Für gewisse schutzbedürftige Tierarten, besonders jene, die vom Aussterben bedroht sind, dürfte die gesetzliche Schutzform völlig ausreichen. Sie besitzt jedoch bisher noch kein größeres Vorbild, bei dem Theorie und Praxis ein solches Gebiet erschlossen. Wisent- und Elchhege können hierbei keine Vergleichs-, geschweige Ausgangsmöglichkeit schaffen. Beide Tierarten gelten in unserer Heimat als ausgestorben, zumal sie der Gesetzgeber nicht als „wildlebende“ aufführt. Auf Grund der bekannten biologischen Besonderheiten einiger tatsächlich vom Aussterben bedrohten Tiere, vor allem des Elbebibers, sollte die Gesetzesform des Tierschutzgebietes (gleich Tierreservat, gleich Tierfreistatt) einmal erprobt werden. Sie dürfte noch größere Sicherheiten dem Biber gewähren, als er bereits jetzt innerhalb eines Landschaftsschutzgebietes oder gar in der freien Landschaft nach § 1 der Anordnung zum Schutze von nichtjagdbaren wildlebenden Tieren mit Ausnahme der Vögel vom 15. Februar 1955 tatsächlich besitzt.

Unter einem Tierschutzgebiet für den Elbebiber würde man eine natürliche Flußlandschaft zu verstehen haben, in der sich das vom Aussterben bedrohte Tier bereits aufhält, und die es freiwillig besiedelt. Dort müssen seine Umweltsbedingungen in

jederlei Beziehung als Nahrungs- und Fortpflanzungsraum vorzufinden sein. Ein Tierschutzgebiet muß jedoch so groß sein, daß es einer Farm keinesfalls auch nur ähnelt. Eine nach menschlichen Absichten geordnete Zwangspaarung wäre dort ausgeschlossen. Die inneren Triebkräfte in der natürlichen Art des Tieres bestehen dann weiterhin. Ein Zu- und Abwandern muß erhalten bleiben, um Vorschub für eine etwaige Inzucht zu vermeiden und um nicht fortpflanzungsuntaugliche Nuransichtstiere zu erhalten.

Die bisherige Bewirtschaftungsform entlang einem Tierschutzgebiet in der Flußlandschaft, z. B. Nutzung der Wiesen, Äcker, Restgehölze, Korb- und Kopfweiden, Nutzung der Fischbestände u. ä. könnte durchaus weiterhin bestehen. Diese Nutzungen erleichtern die Unterschutzstellung als Tierschutzgebiet bedeutend. Lediglich ein Befahren des Flusses mit Motorsportbooten oder Booten mit Hilfsmotor wäre zu unterlassen. Auch ein Herunterschlagen der Bäume als Uferbefestiger oder das völlige Verpflastern der Uferwände hätte dort zu unterbleiben.

Für die Errichtung eines solchen Biber-Schutzgebietes nach den aufgezeigten Vorbedingungen und unter Beibehaltung der wirtschaftlichen Gesamtnutzung wäre im Landschaftsschutzgebiet Mittel-Elbe, etwa von Muldenstein bis zur Mündung der Mulde in die Elbe eine sehr befriedigende Möglichkeit gegeben. Das Wasser der Mulde ist dort verhältnismäßig flach und für jede Schifffahrt ungeeignet. Steilhänge von nur wenigen Metern Höhe

begünstigen eine gewisse Abgeschlossenheit der Flußlandschaft. Hochwässer geben den Bibern genügend Ausweichmöglichkeiten. In unmittelbarer Nähe befinden sich keine größeren Industrien. Die menschliche Siedlungsdichte ist verhältnismäßig gering. Aber das Wichtigste ist gegeben, daß nämlich der Elbebiber hier einen Lebensraum suchte und fand, der seiner Art trotz bedenklich starker chemischer Verschmutzung des Muldewassers noch zusagt.

Alle Nageschäden an Weichhölzern halten sich in den Grenzen des Holzzuwachses. Dort, wo die Biber Zuckerrüben und Möhren, seltener Futterrüben, Kohl und Fallobst von den angrenzenden Äckern und Gärten verzehren, bleiben die Verluste an diesen Früchten erträglich. Größere regelmäßige Anpflanzungen von Pappeln, Weiden, Erlen sowie Eichen und anderen Bäumen können die Nageschäden schnell ausgleichen.

Wenngleich mit der Erhaltung der Elbebiber in einem besonderen Tierschutzgebiet kein ausgesprochen wirtschaftlicher Nutzen verbunden ist, so wäre dadurch der wissenschaftlichen Forschung an diesem Tierrelikt, an seinem weiteren Verhalten in den uralten Lebensräumen Mitteleuropas, seiner Vermehrung, seinem teilweisen Abfinden mit den industriellen Schmutzwässern und anderen existenziellen Fragen eine einmalige Gelegenheit gegeben. Sie besitzt in jedem Falle auch eine übernationale Bedeutung, da der Elbebiber nur in der DDR vorkommt.

Zugleich könnten hier Beobachtungen und Erfahrungen für ähnliche Einrichtungen im Interesse anderer Tierarten, die vom Aussterben bedroht sind, gewonnen werden. Beispielsweise für den Uhu, der im südlichen Vorharz, im Elbsandsteingebirge oder anderswo eine gleiche Freistätte erhalten müßte.

Eine regelmäßige Bewachung des Gebietes durch eigens dafür eingesetzte Angestellte des Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebes, auch unter Hinzuziehung der Mitglieder der Naturwacht, würde die Kostenträger gering belasten. Der Wert aber des Elbebibers, eines der seltensten Säugetiere überhaupt, für die Zoologie und für die Nation, die dem Tiere Heimstatt gibt und alles daran setzt, es zu erhalten, überwiegt bei weitem die Kosten der Schaffung eines Tierschutzgebietes. —

Die schnelle Tat entscheidet und nicht Erwägungen im äußeren Für und Wider. (354) BN-z.

Wegwarte - „Es steht eine Blume“

Wegwarten-Blau ist keiner Wildblume eigen. Die Gartenformen der Hyazinthe, des Vergißmeinnichts und des Ritterspornes versuchen nur nachzuahmen. Wenn sie ihre blauen Augen aufschlägt, wendet sie sich der Frühsonne entgegen. Die Blüten schließen sich vor dem neigenden Nachmittagssonnenlicht. Am Rande des Weges steht sie. „wo der Wind weht den Staub, blau ist ihre Blüte, aber grau ist das Laub“.

Wegwarten-Blau ist warm. Auch vom Fenster des D-Zuges oder Autos aus mag man es nicht zu übersehen. Es heftet sich an den Blick. Es haftet selbst vom dürftigen, steinigen Schienenstrang her. Am Rain entlang des Roggenfeldes verschenkt es Freundenglanz. Die warme Farbe entläßt ein Märchen über ein Mädchen. „Eh als ich laß das Weinen stehn, will ich lieber auf die Wegscheid gehn, eine Feldblum dort zu werden“, singt ein fast vergessenes schlesisches Volkslied. Nicht anders deutet eine Tiroler Sage: ... die Wegewart / sei gewesen ein' Fraue zart / und warte ihrs Buhlen noch mit Schmerzen.“

Die Gemeine Wegwarte (*Cichorium intybus*) gehört zu den Korbblütengewächsen. Die Riesenfamilie kennt in unserer Heimat nur einen blau blühenden Vertreter. Das ist sie. Ihre Wurzel ist lang und fleischig. Die grundständige Rosette besitzt löwenzahnähnliche Blätter. Dagegen sind die buchtig gezähnten Blätter des kantigen Stengels halbstengelumfassend.

Von der Wurzel bis zur Blüte stellt sie sich als Arzneipflanze vor. Bei Leber- und Gallenerkrankungen wirkt sie lindernd und blutreinigend. Magenbeschwerden und Furunkel heilen ihre unbekanntem Wirkstoffe. Noch einhundertundein andere Heilwirkungen besitzt sie. Und ihre blauen Blumen unweit unseres Wanderweges hellen manches auf, was zunächst düster erschien.

(356) BN-z.

Ergebnis der Biberzählung 1958

Eine soeben abgeschlossene Zählung des Elbebibers ergab 174 mitteleuropäische Tiere. Das bedeutet gegenüber der letzten Zählung im Jahre 1952 eine erfreuliche Zunahme dieses kostbarsten heimatischen Tierreliktes. Die Befürchtungen einiger Naturfreunde, daß der Tiefstand von etwa 100 Stück der Jahre 1925 und 1948 wieder erreicht werden könnte, haben sich nicht bewahrheitet. Wenn 174 Elbebiber noch in verschiedenen Bezirken der DDR festgestellt werden konnten, so verdienen die staatlichen Verwaltungenstellen sowie die zuständigen Naturschutzbeauftragten, die Mitglieder der Naturwacht und alle sonstigen Helfer, die sich um die Erhaltung des Tieres bemühten, öffentlichen Dank. Der erfahrene und gewissenhafte Leiter der Zählung war Prof. Dr. Hinze, der beste Kenner des Elbebibers, seiner Lebensweise und seiner Fortpflanzung. Er verwirklichte einen Wunsch des Institutes für Landesforschung und Naturschutz.

Unser Biber kommt noch im Flußsystem der mittleren Elbe mit einigen toten Armen und Kolken sowie in einem abgeschlossenen Seengebiet vor. Der Elbebiber (*Castor fiber albius* Matschie) ist eine der vier Unterarten des europäischen Bibers. Als ein gewissermaßen noch lebendes Fossil kann er nur durch einen strengen gesetzlichen Schutz erhalten werden. Aus diesem Grunde gehört er zu den vom Aussterben bedrohten Tieren.

Als größter europäischer Nager erreicht der Elbebiber eine Länge von etwa 1,30 Metern und ein Gewicht bis 30 Kilogramm. Sein Hauptmerkmal ist neben dem Kopf mit den kräftigen Nagezähnen seine sogenannte Kelle, eine flache Platte, die nicht den eigentlichen Schwanz, sondern das Endteil eines solchen darstellt. Mit seiner Hilfe und den Ruderfüßen vermag er meisterlich zu schwimmen. Sein dunkelbraunes Fell versteht er aus zwei im Hinterleib liegenden Ölsäcken einzufetten, so daß das Wasser nach seinem Ausstieg schnell wieder abgeschüttelt werden kann.

Er bewohnt einen selbstgegrabenen Bau unmittelbar am Ufer. Da er erst nach fast vier Jahren fortpflanzungsfähig wird und nur 2—5 Junge wirft, sowie durch Hochwasser und vor allem durch Menschen gefährdet ist, müßte in den nächsten zehn Jahren versucht werden, seinen Bestand auf 400 Stück zu steigern. Erst dann dürfte die Gefahr des Aussterbens vermindert sein.

Er nährt sich von Wurzelstöcken der Seerose, des Kalmus, Rohrkolbens und anderen Uferpflanzen. Unter Wasser werden sie abgetrennt und in seinen Bau zum Verzehren geschleppt. Auch Gräser und verschiedene Ackerfrüchte, besonders Zuckerrüben, Möhren und Futterrunkeln, auch Fallobst, frißt er mit Vorliebe. Seine Hauptnahrung bildet in allen Jahreszeiten jedoch Weichholzhölzchen, im besonderen die der Weiden.

Beachtlich ist sein herbstliches Holzfällen. Es dient zugleich der Bevorratung mit Zweigen und Knüppeln zum Gewinnen der Rinde im Winter. Zugleich errichtet er damit Dammbauten oft großen Ausmaßes. Wie geschickt er dabei verfährt, ist eine der Arteeigenschaften des Bibers.

Das letzte ausgedehnte Sommerhochwasser von Elbe, Mulde und Schwarzer Elster hat seiner Nachzucht zweifellos schwer geschadet. Vielleicht sind auch Alttiere ertrunken oder abgetrieben. — Es ergeht deshalb an alle Naturfreunde die Bitte, Biber an bisher nicht beobachteten Plätzen umgehend Herrn Prof. Dr. G. Hinze, Nedlitz, Kreis Zerbst, zu melden. Er ist der Leiter des Kollektivs zum Schutze und zur Wiederaufzucht des Mittel-elbe-Bibers und wird mit seinen Mitarbeitern das Notwendige veranlassen. (355) BN-z.

„unter den Linden“

Walther von der Vogelweide besang bereits, aber nicht als frühester Dichter, die Linde, jenen wohl prächtigsten Baum der Heimatlandschaft. Sein unsterblicher Versschatz überdauerte die Jahrhunderte, bis dann Ludwig Uhland das Liedgold ins Hochdeutsche umgoß: „Ich saß bei grüner Linde / mit meinem trauten Kinde, / wir saßen Hand in Hand; / kein Blättchen rauscht im Winde, / die Sonne schien gelinde / herab aufs stille Land.“

Seitdem regte die Linde in allen Zeiten bis zur Stunde Kunst-

und Volkslied kräftig an. Die Schwingungen des Gemüts lösten ihr mächtiger urwüchsiger Stamm, die feinen Glieder der Zweiggebilde, die wohlriechenden Blüten und die zugespitzten, doppelt gesägten Blätter; jedes ein feinbewegtes grünes Herz. „Sieh, dies Lindenblatt, du wirst es wie ein Herz gestaltet finden“, so dichtete Heinrich Heine.

Geschichtliche Ereignisse knüpfen sich an ihren Standort in Europa bis zum Ural und der Krim, vom Norden gen Süden. Als Schützerin der Quellen verlieh sie einer Siedlung die Voraussetzung zu ihrem Entfalten. Gemarken und Grenzen gab sie Beginn und Verlauf. Gleich der Eiche rahmte der Lindenbaum einst Rat- und Richtstätte, Spiel- und Tanzplatz überdacht sie heute noch in vielen Orten, besonders in Thüringen und im Harzvorland bis hin zum Rhein. Wege und Plätze begrenzt sie unübertroffen in Mächtigkeit und Schönheit. Ihr gelinder Schatten schützt die Ruhbank wie einst und sicher noch in Jahrtausenden. Und das menschliche Geheimnis des Einsseins wird sich mit diesem Platz so lang verbinden, solange das Gemüt Mögen und Verlangen beflügelt.

Besonders aber dort, wo die Linde in der freien Landschaft, inmitten der Viehkoppeln, gelehnt an die einsamen Gehöfte oder an die Nähe der Bachläufe wächst, besitzt sie für die Landschaft, entlaubt oder im vollen Blattwerk außerordentlichen Schmuckwert. Wohl keine neuerbaute Straße durch große Siedlungen braucht sie zu missen. Ihre dichten Kronen sind die bedeutendsten Sauerstoff- und Feuchtigkeitsspender unserer Städte. Als solche bilden sie Riesenfilter oder -fänger des Staubes von oben wie unten. Von den Linden kann bei einem solchen Standort mit Fug und Recht von den grünen Lungen gesprochen werden. Dabei gehört sie zu jenen Straßenbäumen, die den Ruß- und Gasabgängen aus den Schornsteinen weitgehend zu trotzen vermögen.

Zwei Arten der Linde (*Tilia*) sind es, die in unserer Heimat wachsen. Am günstigsten findet sich mit unserem Klima die Kleinblättrige Winter- oder Steinlinde (*Tilia cordata ulmifolia*) ab. Sie wächst zum mittelgroßen Baum heran und erreicht etwa 25 Meter Höhe und ein Alter von mehreren hundert Jahren. Die tiefgreifende gerundete Krone ist ihr eigen. Ihre Blätter sind zweiteilig gestellt und langgestielt, verhältnismäßig derb, grün und unterseitig bläulichgrün sowie in den Hauptnervenzwischenräumen rotbraun gebändert. Die wohlriechenden weißgelblichen Blüten hängen zu 5—11 Stück als Trugdolden beieinander. An jedem Blütenstiel sitzt als Flugrichtung ein zungenförmiges Tragblatt (Braktee), das nach der Samenreife die kaum 6 mm großen, wenig kantigen birnförmigen Nußfrüchte davonträgt. Das weiße, ein wenig gelblich oder rötlich getönte kernlose Holz besitzt überdurchschnittlichen Wirtschaftswert für die holzverarbeitende Industrie und kunsthandwerkliche Schnitzereien.

Ein Alter bis zu 1000 Jahren kann die Großblättrige Sommerlinde (*Tilia platyphyllos* = *grandiflora*) erreichen. Um mehr als ein Drittel vermag sie die Winterlinde zu überwachsen. Sie ist etwas empfindlicher gegen Frühfrost und Dürre. Auch ihre Blätter sind wechselständig, jedoch wesentlich größer als die der Kleinblättrigen; dabei schiefe herzförmig, weich und beiderseitig leicht behaart, unterseits in den Nervenzwischenräumen graubärtig. Die kugelförmigen Nußchen besitzen 4—5 deutlich sichtbare Längsrippen, die sich zwischen den Fingern nicht zerdrücken lassen. Wenngleich ihr Holzwert geringer als jener der Winterlinde ist, stellt sie in geeigneten Gegenden die sogenannten Dorflinden dar.

Unsere Wälder oder ihre Randgebiete beherbergen zuweilen beide Lindenarten oder auch fruchtbare und wüchsige Bastarde. Bestandsbildend treten sie nur in tiefgründigen und frischen Böden auf. Ausgesprochene Trockengebiete mit geringer Humusdecke sind ihnen nicht zuträglich.

Neben dem Holzwert liefern die Linden in längeren Jahresabständen einen feinen weißgelblichen Honig, der in Trachtjahren alle anderen Honigspender übertrifft. Aber schon allein der Duft der Blüten vermag beim Menschen eine beruhigende, Körper und Geist lockernde Wirkung auszuüben. Deshalb gehören Linden in die Parkanlagen der Krankenhäuser und Erholungsheime! Die Volksheilkunde bedient sich der getrockneten Lindenblüten,

aus denen krampfstillende und schleimlösende Tees hergestellt werden können. Mit den Wirkstoffen der Blüten scheidet der Körper die echten Krankheitserreger aus, während die lebenswichtigen Bakterien geschont werden.

Der Bast des Jungbaumes dient zur Herstellung von Geflechtem für Decken und Körbe. Aus diesem Grunde spricht man in einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes von der „Bastlinde“. Es gibt nichts am Lindenbaum, was nicht irgendwie Verwertung findet. Wenn das Sammeln der Nußchen nicht zu mühsam wäre, dann könnten die Früchte beider Lindenarten mit ihren 58prozentigen Fettgehalt ein hochwertiges Öl liefern, das dem französischen Provenceöl nicht nachsteht.

In das Angebot der Baumschulen haben noch die Morgenländische Silberlinde aus Ungarn und die Abendländische Amerikanische Silberlinde Aufnahme gefunden. Sie bereichern unsere Straßen und Plätze um wertvolle Schmuckbäume.

Es ist angebracht, daß der Landschaftsgestalter und nicht nur der Forstmann der Linde zugetan bleibt. Der Baum wird erst im hohen Alter kernfaul. Seine Widerstandskraft gegen Krankheiten oder Fraßschäden durch den Mondvogel, einer großen behaarten Raupe, ist sprichwörtlich gut. Tiefgreifende und weitverzweigte Herz- und Seitenwurzeln verankern ihn auch in hängigen Lagen. Frucht und Blatt nehmen Reh, Rothirsch, Mufflon, Hase und Kaninchen gern. Gegen Verbiß bleiben Linden fast unempfindlich.

Nicht nur am Brunnen vor dem Tore rauschen Linden, sondern allüberall dort, wo die Menschen sich neben dem Verstand ein Gemüt bewahren. (360) BN-z.

Stelzenläufer-Brutnachweis

Ende des Monats Mai gelang es, in der weiteren Umgebung von Halle (Saale) ein Nest mit vier Eiern des Stelzenläufers (*Himantopus himantopus*) zu finden. Der Vogel brütete Anfang Juni und konnte auf und am Nest fotografiert werden. Bei diesem Brutnachweis handelt es sich um eine ornithologische Besonderheit, da ein solches Vorkommen aus dem Gebiet zwischen Saale, Elbe und Oder bisher noch nicht nachgewiesen werden konnte.

Der Stelzenläufer erreicht etwa 38 cm Höhe. Brust und Bauch sind schneeweiß, die Flügeldeckfedern sowie Rücken und Oberkopf schwärzlich, die stelzenartigen Beine kräftig rot gezeichnet. Im Flug ragen seine langen Beine weit über die Schwanzspitze hinaus.

Leider wurden Nest und Gelege das Opfer eines „Schlamm-spieles“ mehrerer Kinder.

Da der Stelzenläufer vor etwa 10 Jahren von Südwesteuropa aus erstmalig auf deutschem Boden erschien, dürften bereits in den nächsten Jahren genauere Beobachtungen dieses Teilziehers möglich sein. Nahrungs- und Brutraum sind schlammige Uferläufe im wiesenartigen Sumpfgelände. (362) BN-z.

Nicht zur Veröffentlichung bestimmt

Diejenigen Kreisbeauftragten im Bezirk Halle, die mir ihre Abrechnungen über den Besuch von Leipzig-Markkleeberg noch nicht zugehen ließen, bitte ich hiermit, dieses umgehend nachzuholen. BN-z.

In einigen Kreisen des Bezirkes Halle ist die Naturdenkmalskartei noch immer nicht abgeschlossen. Durch diese Verzögerungen sind die Karteien für die Landschaftsschutzgebiete noch nicht ausgegeben. Bis zu den Herbstkonsultationen Mitte November muß diese Arbeit abgeschlossen werden. Wo dafür keine Zeit aufgebracht wird, sind die Mitglieder der Naturwacht einzusetzen. Rückstand: Aschersleben, Eisleben, Hohenmölsen, Quedlinburg, Querfurt, Roßlau, Weißenfels, Wittenberg und Zeitz.

BN-z.